



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Rede
der Bundesministerin für Bildung und Forschung,
Prof. Dr. Annette Schavan, MdB,

anlässlich
der Verleihung der Ehrendoktorwürde
der Tongji-Universität

am 2. Juni 2010
in Shanghai

Es gilt das gesprochene Wort!

Anrede

Herzlichen Dank für die Verleihung der Ehrendoktorwürde Ihrer Universität. Ich verstehe diese seltene Auszeichnung auch als Zeichen der Wertschätzung der Deutsch-Chinesischen Wissenschaftsbeziehungen, in denen viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in China und in Deutschland in nur 30 Jahre ein gutes Fundament geschaffen haben für zukünftige Zusammenarbeit. Es ist ihrer Leidenschaft, ihrer Kreativität, ihrer Fähigkeit zum internationalen Dialog zu verdanken, dass wir heute in der Forschungspolitik in unseren beiden Ländern ein so stabiles Fundament haben, auf dem wir im gemeinsamen Jahr der Wissenschaft und Bildung aufbauen konnten. Und natürlich freut es mich besonders, verehrter Herr Präsident, dass es die Tongji-Universität ist, die seit ihrer Gründung, zu Beginn des 20. Jahrhunderts in besonderer Weise für die Beziehungen zwischen China und Deutschland steht.

Exemplarisch nenne ich das Deutsch-Chinesische Hochschulkolleg und die Chinesisch-Deutsche Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Bald können wir auch den „German Campus“ anführen, an dem die Tongji-Universität gemeinsam mit den Deutschen Partnern gerade arbeitet. Eine ausgezeichnete Idee, wie ich finde.

Ich danke Ihnen ausdrücklich, verehrter Herr Präsident, für diese Ehrung zu einem Zeitpunkt, an dem wir – wie heute schon bei anderen Gelegenheiten gesagt – davon überzeugt sind: Wissenschaft ist Diplomatie des Vertrauens. Wissenschaft ist der Weg, den wir verbinden mit den begründeten Erwartungen, dass das, was notwendig ist, auch möglich werden kann. Der eindrucksvolle Rundgang, den wir heute über die Expo gemacht haben, hat erlebbar gemacht, was wir meinen, wenn wir von den Erwartungen an Wissenschaft und Forschung und die Erwartungen an den öffentlichen Dialog über Wissenschaft und Forschung reden.

Ich habe zwischendurch gedacht: Wie war das wohl vor hundert Jahren? In der Zeit, als diese Universität gegründet wurde und im Jahre 1901 in Paris die Weltausstellung stattfand. Das eine oder andere Bild davon ist uns ja in Erinnerung. Mittlerweile gibt es auch – auch das ein Ergebnis der Wissenschaft – viele Analysen über diese Zeit am Übergang vom 19. in das 20. Jahrhundert, über die Stimmung damals in vielen Ländern, über Ängste, über die Erfahrung der Menschen, vertraute Bahnen verlassen zu müssen, in eine neue Zeit aufzubrechen, ohne schon zu wissen, was diese neue Zeit bringen wird für sie und für ihre Kinder.

Das war, wenn ich an viele europäische Debatten denke, die Zeit, in der viele Pädagogen in Deutschland gesagt haben: Wir werden dieses neue Jahrhundert mit Hilfe der Kinder bestehen. Man war der Überzeugung, dass es die Kinder sein werden, die helfen, die neue

Zeit zu verstehen und zu gestalten. Es war die Zeit des Übergangs, die Zeit, in der sich Neues anbahnte, und in der große Erwartungen an ein Jahrhundert gestellt wurden, von dem viele gesagt haben: Das wird das Jahrhundert des Menschen werden. Das wird das Jahrhundert werden, in dem es uns gelingen kann, dem Menschen gerecht zu werden. Wir wissen alle, was sich in diesem 20. Jahrhundert ereignet hat – in Deutschland, in Europa, in China, in der Welt. Es gab große Erwartungen und viele Vorsätze – der Mensch sollte ernst genommen werden. Doch über die Welt kamen Gewalt, Zerstörung und der Zusammenbruch aller Ideale.

Darauf folgte gegen Ende der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – in China seit nun 30 Jahren – ein Weg hin zu Öffnung, ein Weg hin in eine globale Welt, in der nationale Grenzen wieder deutlich weniger Bedeutung haben. Wie kaum ein anderer Bereich hat die Wissenschaft Erfahrungen mit Globalisierung gemacht, noch bevor sie in öffentlichen Reden formuliert worden ist. Auf der Weltausstellung in Paris standen die großen Aufbrüche im Zusammenhang mit der Industrialisierung. Menschen bauten Maschinen in einem Umfang und von einem Aussehen, das bislang nicht vorstellbar war. Hundert Jahre später gehen wir über eine Weltausstellung und finden im chinesischen Pavillon die Überschrift „harmony and diversity“ und im deutschen Pavillon treffen wir auf die Wortneuschöpfung „balancity“.

Beide Male geht es nicht mehr einfach nur um die Frage von größer, schneller und besser in irgendeinem technologischen Sinn, sondern stärker als je zuvor um neue Balancen in Verbindungen. Eben für diese Verbindung, zum Beispiel von „harmony and diversity“, brauchen wir Technik in einem sehr viel mehr reflektierteren Sinn, als dies vor hundert Jahren der Fall war. Wir brauchen Technik, die nicht für sich schon fasziniert – was sie natürlich auch tut –, sondern von uns in einem Kontext gesehen wird, der vielleicht helfen kann, nicht die gleichen oder vergleichbare Fehler zu machen wie vor hundert Jahren.

In beiden Pavillons haben wir heute etwas erlebt, was für viele Geistes-, Kultur- und Technikwissenschaftler mit vielen interessanten Fragestellungen verbunden ist. Die Frage nach den Balancen verbunden mit der Frage nach dem, was der Philosoph Hans Jonas einmal „das größte menschliche Werk“ genannt hat – die Stadt. Hans Jonas hat schon vor 30 Jahren geschrieben, die Stadt, die der Mensch geschaffen hat, sei nicht von ewiger Dauer. Sie funktioniere nicht automatisch. In der Stadt müssten sich „Klugheit und Sittlichkeit des Menschen“ vereinen. Das war seine Sprache vor 30 Jahren; und er hat damit zum Ausdruck gebracht, was wir heute an vielen Stellen in allen Pavillons gelesen haben: Die Entwicklung von Stadt, also des unmittelbaren Lebensraums des Menschen, ist nach wie vor Ausdruck der Kreativität des Menschen und seiner jeweiligen Gestaltungskraft.

Das ist eine ungewöhnlich spannende Aufgabe. Dazu gehört auch, über die Lebensgrundlagen künftiger Generationen nachzudenken. Es geht um Balancen: Solche die verloren gegangen sind, von denen wir aber glauben, dass sie für den Menschen lebensnotwendig sind, und solche, die wir neu schaffen müssen, weil wir erkennen, dass in der Welt der Vielseitigkeit auch neuer Ausgleich wieder hergestellt werden muss. Das ist ein ausgezeichnetes Thema für den Diskurs der Fakultäten und für den internationalen Diskurs – zwischen den Intellektuellen, zwischen den Wissenschaftlern und den Künstlern, zwischen denen, die die Grundlage für technologische Entwicklung schaffen, und jenen, die die Frage danach stellen, wohin wir mit der technologischen Entwicklung wollen.

Wer Balancen, die verloren gegangen sind, wieder herstellen möchte, wer auf der Suche nach neuen Balancen ist, braucht Verbindungen. Diese Verbindungen konnten wir im chinesischen Pavillon auf eindrucksvolle Weise spüren und erkennen – Verbindungen zu den eigenen kulturellen Wurzeln, Verbindungen zu den Quellen des Verständnisses der kulturellen Kräfte in den Regionen dieser Welt.

Für mich ist China nicht nur ein Land mit einer ungewöhnlich erfolgreichen technologischen Entwicklung – mit Wachstumsraten, von denen andere träumen, mit großer Klugheit hinsichtlich der Bewältigung von Krisen. Mit China verbindet sich für mich auch das Bedürfnis, große kulturelle Traditionen verstehen zu wollen. Ohne die großen kulturellen Traditionen lässt sich Handeln nicht verstehen. Der Dialog über diese Traditionen hilft uns, die Balancen besser zu verstehen: Die Balance zwischen Globalität und Natur, zwischen Gemeinschaft und Individuum, zwischen Innovation und Tradition, um nur drei herauszugreifen.

Globalität und Natur sind große Themen der Forscher weltweit. Dazu gehören Fragen der Entwicklung der Mega-Citys, Fragen zum Verhältnis von Mega-Citys und den sie umgebenden ländlichen Räumen, Fragen von Lebensqualität und Sicherheit. Die Antworten der Forscherinnen und Forscher auf diese Fragen werden zentral bedeutsam sein für das, was wir uns weltweit wünschen: Nämlich die Entwicklung für Frieden. Entwicklung ist die beste Maßnahme für Frieden und Friedensentwicklung. Es geht hier nicht um die naive Vorstellung, dass irgendwie ein Zustand erreicht werden wird, in dem die Konflikte dieser Welt gelöst sind. Das wird es vermutlich nicht geben. Dahinter steht vielmehr die feste Überzeugung, dass wer forscht, auch gleichzeitig die Frage nach dem Frieden stellt und Friedensdienst leistet.

Das ist die große Frage der Philosophie: Was schuldet das Individuum der Gemeinschaft? Was schuldet die Gemeinschaft dem Individuum? Wo sind für uns die kulturellen

Verschiedenheiten in Asien und Europa ein großartiges Fundament für den intellektuellen Diskurs heute?

Der große europäische Philosoph Immanuel Kant hat vier Grundfragen ausgemacht, die unser Leben bestimmen. Er beschreibt sie am Ende seiner „Kritik der reinen Vernunft“. Die Frage: Was kann ich wissen? Die Frage: Was soll ich tun? Die Frage: Was darf ich hoffen? Und am Ende alle drei Fragen zusammengefasst: Was oder wer ist der Mensch?

Auf der Grundlage dieser vier Fragen könnte jedes Bildungscurriculum geschrieben werden. Wer am Ende seiner Schulzeit auf diese vier Fragen eine Antwort erahnt, hat viel erreicht. Moderne Hochschulen – egal wo in der Welt und egal in welchem Studiengang, mit welchem Fachwissen und mit welcher Spezialisierung verbunden – sollten sich verstehen als Orte für diese vier Fragen.

Dann gelingt es uns vielleicht besser als im 20. Jahrhundert, den interkulturellen Dialog tatsächlich zu führen. Wir müssen unsere großen kulturellen Traditionen begreifen lernen – nicht als historische Relikte, nicht als Ballast auf dem Weg in eine technologisch immer versiertere Welt, sondern als Fundament für unseren Umgang mit Innovation und technologischer Entwicklung.

Bei unserem Rundgang durch die Expo-Pavillions stießen wir an diesem Morgen immer wieder auf Innovation und Tradition. Dahinter steckt mehr als die reine Technologie. Dahinter stehen die Vision und die Hoffnung, dass das, was technologisch möglich ist, nicht den Raum für künftige Generationen zerstört. Das bedeutet, dass sich moderne Gesellschaften vornehmen, Grundlagen dafür zu schaffen, damit Menschen so handeln können, „dass die Wirkungen ihres Handels die Permanenz menschlichen Lebens“ (Hans Jonas) ermöglicht.

Ich wünsche uns, der Tongji-Universität, den Hochschulen in Deutschland, unseren Beziehungen, dass sie uns auch in den kommenden Jahren Einblicke ermöglichen, in das, was uns gelingt an struktureller Weiterentwicklung, an internationaler Beziehung, an technologischer Entwicklung, an mehr Wissen.

Ich danke ihnen für diese Ehrung und ich wünsche der Tongji-Universität für die Zukunft alles Gute.